

Die Badenfahrt der Regula Pfister

Autor(en): **Schibli, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 17

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637951>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 17 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

28. April 1934

Morgenforst. Von Jacob Hess.

So still, mein Morgenforst,
Vom Strahl noch nicht geküsst:
Kein Laut im Krähenhorst
Im Eichenknorrgerüst!

Mein eigener Schritt nur hallt,
Mein Puls nur pocht befreit,
Doch keine Büchse knallt,
S'ist heil'ge Feierzeit.

Ich wandre jung wie je,
Ein ewig närrisch Kind,
Gott grüss' dich, weisser Schleh,
Herzbruder Morgenwind!

Gott schütz' dich, Buchengrün,
Harzduft'ger Tannentrieb,

Der Jugendlust Erglühn,
Und einst des Alters Lieb'.

Die Badenfahrt der Regula Pfister. Novelle von Emil Schibli.

Seit zwei Tagen regnete es. Vorher war das blaueste lieblichste Frühlingswetter gewesen und hatte noch am Sonntag die Menschen in Scharen herausgelockt. Wie hatte sich Fräulein Pfister darauf gefreut, nach den arbeitsreichen Werktagen im engen Laden, in Feld und Wald reine Luft atmen zu können! Sorglos, in einem hellen leichten Frühlingskleid hatte sie sich auf den Weg gemacht. Da brach unvermutet ein arges Wetter herein mit Blitz und Donner und einem unverschämten Platzregen und überfiel die Arme mitten auf freiem Felde. Kurz nachdem sie durchnäßt und frierend heimgekommen war, hatte sich dermaßen heftiges Gliederreißen eingestellt, daß sie sich zu Bett legen mußte. Am Montag waren die Schmerzen so stark geworden, daß Fräulein Pfister beschloß, den Arzt kommen zu lassen. Das Gritli mußte ihm telephonieren. Das Gritli, ein neunzehnjähriges Mädchen, war die Ladentochter. Hui, wie der Wind den Regen an die Scheiben klatschte! Jedesmal, wenn ein neuer ungestümer Wetterbraus daherkam, fuhr der Kranke wieder so ein entsetzlich wilder Schmerz durch den Leib, daß sie stöhnte. Gott Lob und Dank, jetzt war es wieder ein wenig besser. Aber nun ging draußen die Ladentür, einmal, zweimal, dreimal hintereinander. Nun mußten drei Leute im Laden stehen und warten. Das Gritli bediente den einen Kunden und ließ die beiden andern einfach stehen. Sie hatte dem Mädchen ja schon hundertmal gesagt, daß man das nicht tun dürfe, daß man die Leute zum wenigsten nach ihrem Begehren fragen müsse. Aber das Saperments Meitli vergaß es immer wieder, und wenn sie, die Herrin, nicht da war, machte es natürlich erst recht, was es wollte.

Vom Laden herein hörte sie das helle klingende Lachen Gritlis und eine dröhnende rollende Männerbaßstimme. Es gab einen fröhlichen Zweifklang, wie wenn zu einem lustigen Morgenglöcklein eine alte schwere Turmglocke den Stunden-schlag singt. „Jetzt macht es wieder den Narren mit einem Mannenvolk“, ärgerte sich Fräulein Pfister.

„Was ist gefällig, Frau Hürlimann?“ klang das Glöcklein herein.

Dann wurde es im Laden ruhig. Draußen klopfte der Regen nicht mehr an die Scheiben. Und plötzlich schoß ein breiter hellgoldener Lichtstrahl durch das morgenseitige Fenster, und Millionen Stäubchen wogten in dem Goldstreifen durcheinander wie in einem Tanzsaal. „Nein, nein, so ein Staub! Man sollte es nicht für möglich halten!“ Aber die Sonne übertrieb. Wo sie mit ihrem noch ein wenig grellen Lichte nicht hinsehen konnte, lag alles so ordentlich sauber und manierlich im Zimmer wie hingeblassen. Poktausend, es sollte ihr jemand kommen und sagen, sie sei unordentlich! Das war seit Großmutterns Zeiten ein hervorragender Charakterzug des Pfisterischen Geschlechtes: Ordnung und Peinlichkeit in allen Dingen des Lebens.

Das Gritli steckte ein goldenes Haargekräusel und zwei schwalbenunruhige Vergißmeinnichtaugen mit einem frechen Stumpfnäslein darunter durch den Türspalt. Der kirschensaftige Schelmennmund war eine Pracht für sich.

„Soll ich Ihnen eine Tasse Lindenblütentee machen, Fräulein Pfister?“

„Ja, gerne! Hör, Gritli, wann will doch der Doktor kommen?“

„Am drei Uhr, hat er gesagt.“

Inzwischen hatte die Sonne ihren Himmels Spaziergang schon soweit gemacht, daß sie auch durch das zweite Fenster in das Stüblein der Regula Pfister schauen konnte. Das goldene Glänzen erfüllte den ganzen Raum und floß über die blendend weiße Bettjade der Kranken und über ihre gefalteten Hände und weiter hinab über die rosa-seidene Steppdecke. Die Schmerzen waren fast genau mit dem Umschwung des Wetters weniger heftig geworden. Will's Gott würden sie bald wieder verschwinden.

Fräulein Pfister ließ ihre Augen durch das Stüblein spazieren und liebevoll bald bei diesem, bald bei jenem Gegenstande verweilen. Ach, wie manche Erinnerung wurde da aus ihrem Schlafe wach und grüßte die Regula Pfister: Weißt du noch, weißt du noch? Dort über der Kommode hingen in schwarzen ovalen Rahmen die beinahe lebensgroßen wohlgetroffenen Photographien ihrer Eltern. Die Mutter starb, als Regula fünfzehn Jahre alt war, sieben Jahre darauf auch der Vater, für den sie seit dem Tode der Mutter treu und umsichtig, schier wie eine Hausfrau gesorgt hatte. Dann stand sie allein im Leben. Geschwister hatte sie keine. Und sie übernahm nun, zweiundzwanzigjährig, das väterliche Wollwarengeschäft.

„Wie doch die Zeit vergeht!“ Sie rechnete. „Wahrhaftig, schon dreizehn Jahre ist das her!“ Und was hatte sie inzwischen nicht alles erlebt. Zuvorderst stand immer die Sorge fürs Geschäft. Oft bedrängt die überhandnehmende Konkurrenz den kleinen Laden hart. Aber Regula wehrte sich, und die alte ehrenwerte Firma Regidius Pfister hielt stand. Und es ging vorwärts, und schließlich war Fräulein Regula der Sache allein nicht mehr gewachsen. Da hatte sie vor zwei Jahren das Gritli angestellt. Eben fuhr der Blondkopf wieder durch den Türspalt. —

„Möchten Sie etwas essen, Fräulein Pfister?“

„Danke; jetzt nicht!“

Im Gärtlein, vom blühenden Fliederbusch herab sang eine Amsel ... Verschiedene Male hätte Regula Pfister Gelegenheit gehabt, sich zu verheiraten. Da es aber nie der Mann war, den sich ihr Herz wünschte, kam es nicht dazu. Einen liebte sie. Der aber ging an ihr vorbei. Und so hatte sie es nach und nach gelernt, sich in ihrem einsamen, ruhigen Dahinleben wohl zu fühlen.

Am Nachmittag kam der Arzt, ein alter kurzbeiniger Herr mit einem behäbigen Bäuchlein und einem knorrigen, resolut-gutmütigen Eidgenossenkopf. Als er die Kranke untersucht hatte, machte er ein ernstes Gesicht und verordnete der Patientin eine vierwöchige Kur in Baden.

Fräulein Regula war auf den Tod erschrocken. Aber was war da zu machen? Mit Ach und Weh gab sich der Doktor nicht zufrieden, und wer seinen Rat nicht befolgte, konnte sich nach einem anderen Arzt umsehen. Er hatte nun schon während achtzehn Jahren alle kranken Tage der Familie Pfister miterlebt und war dadurch sozusagen eine Art gefürchteter Heiligkeit geworden. Kurz und gut, das wollte er, und damit basta!

Am selben Nachmittag schrieb Fräulein Pfister einen Brief an ihre Freundin Susanna Brändli.

Fräulein Brändli kam. Sie litt seit Jahren an einem chronischen Rheumatismus und hatte sich schon oft in Baden zur Kur aufgehalten. Sie wußte Rat.

„Der Doktor hat recht, Regula“, sagte sie. „Im Schwaben, wo ich voriges Jahr war, findest du vorzügliche Verpflegung und alle Vorrichtungen, die du zu deiner Kur bedarfst. Die Besitzer des Hotels sind nette freundliche Leute. Ich kann dir das Haus wirklich empfehlen. Uebrigens, wenn du willst, kann ich gleich jetzt schreiben und dich anmelden.“

Fräulein Regula überlegte und seufzte und sagte schließlich: „So schreib halt in Gottes Namen!“

„Wann willst du reisen?“

„Ich denke, Anfang nächster Woche wird es gehen.“

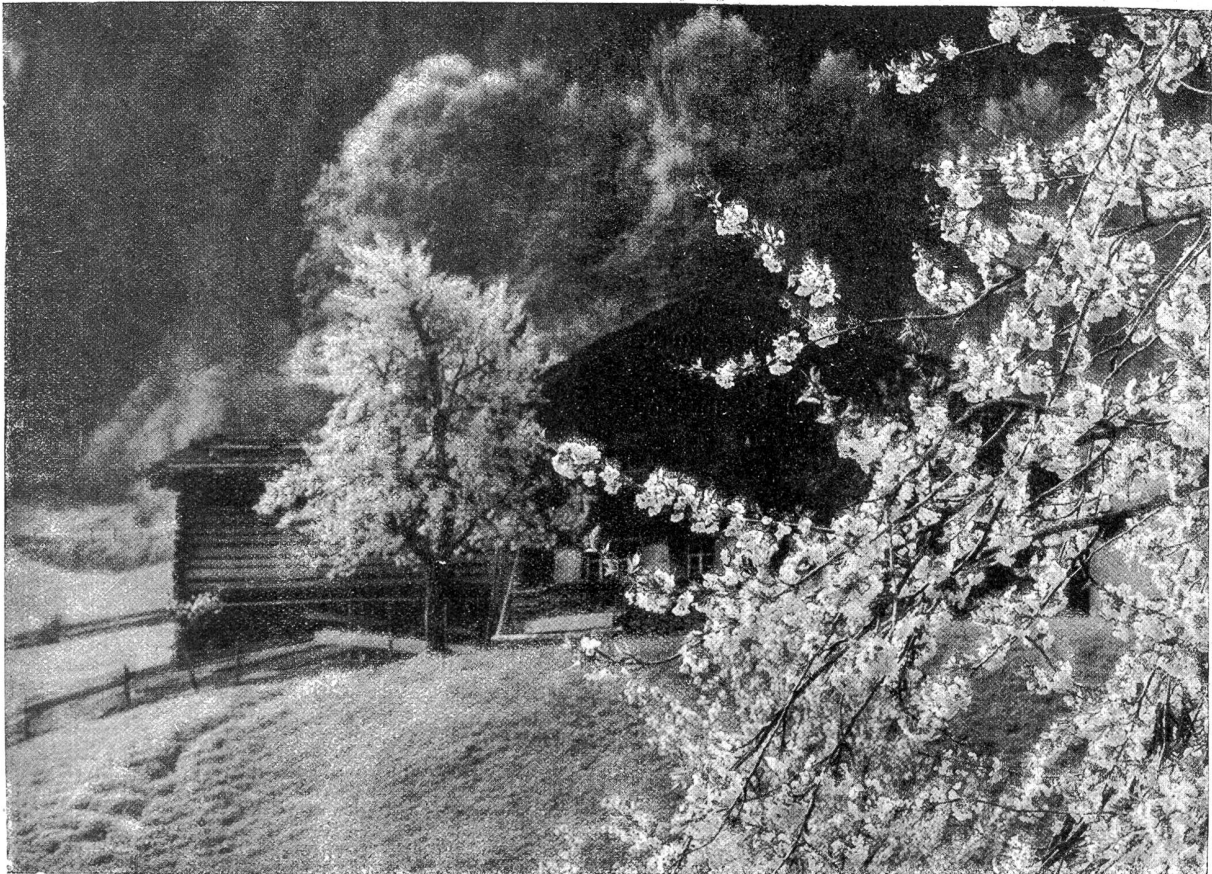
Im Verlaufe der nächsten Tage ließen die Schmerzen soweit nach, daß das Fräulein das Bett verlassen und die notwendigen Vorbereitungen zur Reise selbst treffen konnte. Das Gritli mußte dann während ihrer Abwesenheit den Laden eben allein besorgen. Fräulein Pfister redete dem Mädchen noch eindringlich ins Herz. Aber das machte sich keinen Pifferling daraus. Es dachte nur bei sich: „Natürlich kann ich das Geschäft allein führen. Das ist doch eine Kleinigkeit!“

Am Montag reiste Fräulein Pfister mit einem Morgenschnellzug ab. Es war ein blauer sonniger Maientag. Ein lauer Wind wehte über die blumigen Wiesen hin, und das Baumbliß jubelte weiß und rot in das Morgenlicht. Der Wald stand in köstlich frischem Grün drüben auf den Hügeln und grüßte die Regula Pfister zum offenen Wagenfenster herein. O, die Welt war schön! Das Fräulein lehnte sich in die Polster zurück und ließ den Wind, der leise hereinwogte, mit ihrem Haar und Reiseschleier spielen. Merkwürdigerweise spürte sie heute nicht die geringsten Schmerzen. Ein Schwarm von Staren ließ sich schwachend auf den Drähten der Telegraphenleitung nieder. Fräulein Pfister schaute hinauf. Es ist Frühling, dachte sie, Frühling, Frühling! Wenn nur das Gritli den Laden recht besorgt ... Aber ich will es doch hoffen; es ist ja ein verständiges, geschicktes Mädchen.

Rud, der Zug hielt an. „Baden!“ rief der Schaffner vom Perron herein.

Fräulein Pfister ging nun gemächlich durch die Straßen des uralten Städtchens, die ihr jedoch wenig gefielen. Aber die Parkanlagen beim Kasino behagten ihr sehr, und Spaziergänge in die Umgebung dachte sie sich herrlich. Passende Gesellschaft würde sie wohl auch finden. In dessen war es halb zwölf geworden. Wenn sie noch rechtzeitig zum Mittagessen ins Hotel kommen wollte, mußte sie sich beeilen. Der Besitzer empfing sie mit Liebenswürdigkeit und führte sie selbst in das erste Stockwerk hinauf, wo er der Angekommenen das bereitgehaltene hübsche Zimmerchen anwies. Die beiden Fenster gingen nach der Limmat hinaus. Am diesseitigen Ufer, den Fenstern ihres Zimmers so nahe, daß die Blütenkerzen süß und voll hereindufteten, standen mächtige alte Kastanien.

Fräulein Regula kleidete sich um, und sie war kaum



Frühling im Prättigau.

damit fertig, als unten das Glodenzeichen zur Mahlzeit ertönte.

Die Tafel war noch nicht voll besetzt, da die eigentliche Saison erst Ende Juni begann. Immerhin saßen zwanzig oder fünfundzwanzig Gäste am Tisch, wie das Fräulein mit einem ersten kurzen Blick sehen konnte. Man musterte die Neuangekommene. Die Frau des Wirtes, die sie an ihren Platz führte, stellte sie den Zunächstsitzenden vor: links neben Fräulein Pfister saß Fräulein Bögeli, gegenüber saßen Frau Wehrlin und Herr Bogenhardt. Fräulein Bögeli war eine zarte Dame mit den ersten Zeichen altjungferlichen Einschrumpfens und Wellwerdens im Gesicht. Sie nahm die Angekommene sofort ins Gespräch: „So, so, Sie kommen von Zürich? Gedenken Sie längere Zeit hier zu bleiben? ... Vier Wochen, so, so!“

Herr Bogenhardt unterhielt sich lebhaft mit Frau Wehrlin. Die beiden lachten oft und laut. Herr Bogenhardt hatte hellbraunes liches Haar von einem seidenweichen feinen Glanze, das er ungeschheitelt in regelmäßigen Wellen über den Kopf zurückgekämmt trug. In die weiße hohe Stirne hing ihm eine Locke, die sich bei der geringsten Bewegung des Kopfes hin- und herwarf und ihm manchmal bis über die rechte Augenbraue herunterfiel. Dann strich er sie mit einer großartigen Handbewegung zurück. Seine Augen waren dunkelbraun, feuchtglänzend und lebhaft. Sein Mund weich, aber doch von einer festen bewußten Männlichkeit. Uebrigens trug er die Oberlippe bartlos. Sehr schön waren seine Hände. Sie hatten etwas frauenhaft Zartes. Am ehesten hätte man in Herrn Bogenhardt einen Künstler

vermutet, vielleicht einen Geiger. Frau Wehrlin paßte nicht zu ihm. Obschon nicht unschön, machte sie durchaus den Eindruck eines gewöhnlichen, in keiner Weise besondern Menschen. Sie hatte reiches, schwarzes Haar, volle, eher etwas zu üppige Formen, und aus ihren dunkeln Augen und von ihren derben roten Lippen sprang eine heiße, ungebändigte Sinnlichkeit wie eine Kaze auf den Mann hinüber. Sie mochte dreißig Jahre alt sein.

Als die Mahlzeit beendet war und die Gäste den Saal verließen, begleitete Fräulein Bögeli ihre neue Tischnachbarin bis vor deren Zimmertüre: „Wie gesagt, Fräulein Pfister, ich stehe mit meiner Wenigkeit jederzeit zu Ihrer Verfügung. Heut werden Sie ja noch zu tun haben. Auspacken, sich einrichten, dann die Untersuchung des Arztes. Freilich. Aber morgen vielleicht, wenn das Wetter gut ist.“ Sie lächelte liebenswürdig: „Auf Wiedersehn!“

Fräulein Pfister dankte für das freundliche Entgegenkommen und ging in ihr Zimmerchen, um ein Stündlein zu schlafen. Das war sie seit Jahren so gewöhnt. Sie entkleidete sich halb, bevor sie sich zu Bett legte. Sie sog mit verlangenden Lungenflügeln den köstlichen Blütenduft ein. Unten hörte sie die Limmat rauschen. Wenn nur das Gritli seine Sache recht macht, dachte sie, dann will ich gern zufrieden sein. Aber schon verwebten sich Blütenduft, Wellenrauschen und das Ladenmädchen zu wunderlichen Traumbildern. Fräulein Regula schlief. Und wie sie so da lag, mit entblöhten, weichen und vollen Armen, das braune Haar über das Kissen und die Schultern verstreut und die Wangen vom Schläfe und von dem leisen linden Frühlings-

wind gerötet, glück sie ganz einer vollausgereiften, süßen und begehrenswerten Frucht.

Am nächsten Morgen ließ Fräulein Bögeli Fräulein Pfister sagen, sie könne den verabredeten Spaziergang wegen Unpäßlichkeit leider nicht machen. Da ging Fräulein Pfister allein. Sie ging der Limmat entlang aufwärts, in der Richtung nach Wetzlingen zu. Der Tag war ganz durchdrungen von Sonnenlicht und fröhlichen Farben. Die Bögeli sangen, die Wellen rauschten vorbei, schnell, leicht und gleichsam jauchzend. Und alles Leben ringsum schien so von einer jungen und unbändigen Kraft erfüllt, daß man staunen und sich freuen mußte.

Regula Pfister fühlte das auch, obgleich sie einen gesitteten braven Schritt einhielt und kein einziges übermütiges Seitensprüngelein machte. Aber das Herz klopfte ihr lauter als sonst und hatte manchmal leise, launenhafte und unverständliche Wünsche.

Als ein Feldweg in die Straße einbog, schlug sie diesen ein. Zu beiden Seiten blühten ihr Wiesenblumen entgegen. Sie pflückte einen Strauß davon und ging langsam weiter, einem Waldsaume zu. Da sah sie eine Bank und darauf zwei Menschen sitzen, die sich umschlungen hielten und küßten. Und wie sie näher kam, erkannte sie in den beiden Frau Wehrlin und Herrn Bogenhardt. Da sie glaubte, selbst noch nicht bemerkt worden zu sein, verließ sie den Weg, der den Waldrand nun erreicht hatte, und ging zwischen den Stämmen in einem Bogen um die beiden herum. „O, ihr alten Narren“, dachte sie, „seid ihr jetzt noch nicht gescheiter geworden!“ Und sie machte sich auf den Heimweg.

Die beiden waren zum Mittagessen auch da. Fräulein Pfister beobachtete sie, um etwa aus einem Blick oder Wort herauszufühlen, ob sie am Morgen erkannt worden sei. Aber Herr Bogenhardt machte fortwährend Späße, und auch Frau Wehrlin lachte dazu, daß man beide Reihen ihrer großen, aber blühend weißen Zähne sehen konnte.

Am Nachmittag lud Fräulein Bögeli, die sich von ihrem Uebelbefinden erholt hatte, Fräulein Pfister zu einer Tasse Tee auf ihr Zimmer ein. Fräulein Pfister erzählte von ihrem Morgenspaziergang. „Ich möchte Ihnen im Vertrauen etwas sagen, Fräulein Bögeli. Es soll aber wirklich ganz unter uns bleiben.“

„Selbstverständlich, Fräulein Pfister! Selbstverständlich!“

„Sagen Sie, wie ist es mit den beiden, mit diesem Herrn Bogenhardt und dieser Frau Wehrlin? Steht da wohl eine Verlobung bevor?“

„Verlobung?“

„Ja. Ich habe die zwei heute früh überrascht, als sie sich küßten.“

„Küßten!“

„Ja!“

„Aber, was Sie nicht sagen! Schön getan haben die beiden schon immer miteinander, ich habe nie etwas anderes gesehen. Aber an so etwas hätte ich wirklich nicht gedacht. Nein, was Sie nicht sagen! Eine traurige Person! Geht in die Ferien und betrügt ihren Mann. Aber heutzutage, in dieser sittenlosen Zeit, muß man sich über nichts mehr wundern. Wirklich, es wird immer schlimmer!“

Fräulein Pfister lachte spöttisch. „Was wollen Sie! Sie hat den Narren an ihm gefressen und den Ehemann vergessen. — Aber man könnte ihr vielleicht einen Streich spielen.“

(Schluß folgt.)

Die Schwester.

Skizze von Irmela Linberg.

Es ist schon viele Jahre her. Aber ich vergesse es nicht. Und ich vergesse sie nicht, meine erste Oberschwester. Das Krankenhaus lag in der Eifel — einsam auf dem Berge. Zu seinen Füßen im Tal duckte sich die kleine Stadt.

Ein Herbstabend war's und rauhe Winde umjohnten die Mauern. Der Blick aus dem Fenster des Verbandzimmers ging über dunstverhangene Hügelkuppen bis zu dem sehr fern erscheinenden, rötlich begrenzten Horizont. —

Ein Bräunekind war gebracht worden, zehn Monate alt. Die Mutter hatte es selbst heraufgetragen. Ihr Hof lag sieben Kilometer weit, vergraben zwischen Wäldern und Maaren. So schnell ihre wartenden Füße sie getragen, war sie geeilt. Unentwegt dem Sturm entgegen und zuletzt die siebenundneunzig Stufen empor, die von der Talsohle hinauf führten bis zu uns. Nun keuchte sie und ihr Atem ging schwer.

Aber jetzt war sie ja da! Oben! Am Ziel! Ihrem Kinde, diesem spätgeborenen, einzigen, würde Hilfe zuteil werden.

Mit fliegenden Händen schälte unsere Oberschwester es schon aus seinen regenfeuchten Hüllen. Da lag es, ein kleines, bloßes, angstvoll röchelndes Geschöpfchen, blau angeläufenes Gesicht, die verkrampften winzigen Fäulste, der ganze erbärmliche, in Zuckungen sich windende Leib.

„Instrumente zum Luströhrenschnitt bereitmachen!“ befiehlt die Oberschwester mit ihrer tiefen, sicheren Stimme, während die Mutter, die in einer Ecke auf einem Schemel niedergesunken ist, eintönig leiernd wiederholt: „Helft ihm! Helft ihm! Um Jesu Christi willen, erbarmt euch!“

„Der Arzt wird sofort da sein“, sagt die Schwester, während sie eine Kampferpflanze gibt und den kleinen Körper durch Kehren, Reiben und Kneten zu beleben sucht. Und sie blickt ein wenig ungeduldig nach der Tür, die auch schon aufgerissen wird.

„Ich habe angerufen“, berichtet Schwester Wilhelma erregt. „Er ist über Land geholt worden zu einem Typhusfall. Vor zwei Stunden wird er kaum zurück sein —“

„Und Kreisarzt Hahn?“

„Will seine Sprechstunde beenden ...“ Sie verstummt erschrocken.

Ich blide auf die große, schlanke Frau, die meine Oberschwester ist, und sehe, wie ihre Lippen sich noch ein wenig straffer spannen. Die Feindschaft und Mißgunst zwischen Spital- und Kreisarzt ist ihr bekannt — und doch unbegreiflich.

„Helft! Helft! Erbarmt euch, um Jesu willen, der für uns gestorben —“, winselt die Bäuerin und rutscht auf den Knien zum Tisch, auf dem ihr Kind liegt.

Die Schwester hält mit dem Reiben inne. Sekundenlang streift ihr Blick die Instrumente, die auf dem Glastisch ausgebreitet sind. Alles: Schere, Skalpell, Pinzetten, Klemmen, Band, — die Kanüle ... ja, alles ... Aber der Arzt fehlt, der sie handhaben soll.

„Wechselbad“, sagt sie laut und schnell, und während Wilhelma die Becken füllt und das nach Luft ringende Kind abwechselnd in kaltes und warmes Wasser taucht, hält sie bereits die entblößten Arme unter eine der dampfenden Brausen, büßt und seift sich. Ich erfasse langsam, was sie vor hat.